

NaDiRa Working Papers +

NWP #09 | 23 Berlin, den 1. Juni 2023

Forschungsergebnisse aus Kurzstudien des Nationalen
Diskriminierungs- und Rassismusmonitors (NaDiRa)

Stigmatisierung überwinden

Die Grenzarbeit privilegierter Mütter mit türkeistämmiger
Migrationsgeschichte an Berliner Privatschulen

Die NaDiRa Working Papers sind eine wissenschaftliche Schriftenreihe des Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitors (NaDiRa). Sie präsentieren Zwischenergebnisse aus Projekten, die sich mit unterschiedlichen Aspekten von Rassismus auseinandersetzen. Dieser Beitrag ist im Rahmen einer kooperativen Kurzstudie entstanden. Zwischen 2020 und 2021 wurden insgesamt 34 Kurzstudien von über 120 Wissenschaftler*innen des DeZIM-Instituts und der DeZIM-Forschungsgemeinschaft durchgeführt, um die Rassismusforschung in Deutschland mit qualitativen und quantitativen Daten zu stärken.

NaDiRa Working Papers +

NWP #09 | 23 Berlin, den 1. Juni 2023

Forschungsergebnisse aus Kurzstudien des Nationalen
Diskriminierungs- und Rassismusmonitors (NaDiRa)

Stigmatisierung überwinden

Die Grenzarbeit privilegierter Mütter mit türkeistämmiger
Migrationsgeschichte an Berliner Privatschulen

INHALT

Zusammenfassung	01
Abstract	01
Zentrale Ergebnisse	02

1. Einleitung	03
2. Theorie: Grenzarbeit und Intersektionalität	07
3. Methodik	08
4. Ergebnisse: Grenzarbeit zur Überwindung von Stigmatisierung	11
4.1 Grenzziehung zu „ungebildeten“ und „nicht integrierten“ Zugewanderten aus der Türkei	11
4.2 Grenzziehung zu Zugewanderten aus Westasien	13
4.3 Repositionierung als Teil einer global mobilen, internationalen Gruppe	15
5. Schlussbemerkungen	17

Literaturverzeichnis	19
Über die Autor*innen	22
Über das Projekt	22
Danksagung	23

Stigmatisierung überwinden¹

Die Grenzarbeit privilegierter Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte an Berliner Privatschulen

Gökçe Yurdakul und Tunay Altay

ZUSAMMENFASSUNG

Seit ihrer Ankunft in Deutschland als sogenannte Gastarbeiterinnen sind Frauen mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte Stigmatisierung und Diskriminierung ausgesetzt. Auf Grundlage von Interviews mit 20 Müttern mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in Deutschland, die ihre Kinder auf Privatschulen schicken, zeigen wir den Erfahrungskomplex von Stigmatisierung und Diskriminierung auf, der mit der Erfahrung von migrantischer Mutterschaft und Kindererziehung in Bildungseinrichtungen verwoben ist. Darauf analysieren wir die Strategien gegen Stigmatisierung, die Mütter an Berliner Privatschulen anwenden. Wir argumentieren, dass Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte, die ihre Kinder auf Privatschulen schicken, auf Stigmatisierung und Diskriminierung reagieren, indem sie auf ihre eigenen Privilegien – wirtschaftliche Chancen, Bildungsniveau und aufstrebendes globales Kulturkapital – setzen. Während sie Strategien anwenden, die von ihrem Verständnis davon motiviert sind, was es heißt, eine „gute Mutter“ zu sein, spielen sie ethnische Grenzen herunter und betonen den Klassenstatus, wobei oft Grenzen zu „ungebildeten“ Zugewanderten und Zugewanderten aus Westasien gezogen werden mit dem Ziel, sich als Angehörige einer privilegierten internationalen Gruppe in Berlin zu repositionieren.

Schlagwörter: symbolische Grenzen; Einwanderung; Intersektionalität; Stigmatisierung; Privatschulen; Deutschland

ABSTRACT

Since their arrival in Germany as guest workers, women of Turkish background have been subject to stigma and discrimination. Based on interviews with 20 mothers of Turkish background in Germany who send their children to private schools, we reveal the complex experience of stigma and discrimination interwoven with the experience of immigrant motherhood and parenting in educational institutions. We then analyze the stigmacountering strategies adopted by mothers in Berlin's private schools. We argue that mothers of Turkish background who send their children to private schools respond to stigma and discrimination by capitalizing on their own privileges: economic opportunities, educational attainment, and aspirational global cultural capital. While they adopt strategies motivated by their understanding of „good motherhood“, they deemphasize ethnic boundaries and emphasize class status with boundaries often drawn against „uneducated“ and „Middle Eastern“ immigrants, aiming to reposition themselves as members of a privileged international group in Berlin.

Keywords: symbolic boundaries; immigration; intersectionality; stigma; private schools; Germany

¹ Dieser Beitrag ist zuerst im englischen Original erschienen: Yurdakul, Gökçe und Altay, Tunay (2022): Overcoming Stigma: The Boundary Work of Privileged Mothers of Turkish Background in Berlin's Private Schools. In: Ethnic and Racial Studies. DOI: 10.1080/01419870.2022.2152720.

ZENTRALE ERGEBNISSE

- Auf der Grundlage von acht Monaten Feldforschung und 20 ausführlichen Interviews mit Müttern mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte werden in dieser Studie die beiden Fragen beantwortet, 1) welche diskursiven und materiellen Strategien diese Mütter zum Zweck der Überwindung von Stigmatisierung und Diskriminierung an deutschen Bildungseinrichtungen ergreifen und 2) welche Konsequenzen ihre Strategien für andere in Deutschland ethnisierte Gruppen haben.
- Trotz unterschiedlicher Migrationsgeschichten hatten alle interviewten Mütter denselben Ehrgeiz, und zwar ihre wirtschaftlichen und kulturellen Ressourcen dazu zu nutzen, die Grenzen zu verschieben, denen sie und ihre Kinder in Deutschland ausgesetzt waren.
- Die Entscheidung, ihre Kinder auf Privatschulen zu schicken, war bei allen Müttern eine Reaktion auf ihre Erfahrungen von Stigmatisierung und Diskriminierung in Deutschland.
- Das Bewusstsein der Stigmatisierung brachte alle Teilnehmerinnen dazu, die Strategien der Distanzierung und Nachbildung des Stigmas anzuwenden, was sich in den Versuchen der Mütter zeigte, ethnische Grenzen herunterzuspielen und die Schuld an den ihnen anhaftenden stigmatisierenden Bezeichnungen „ungebildeten“ und „nicht integrierten“ Zugewanderten aus der Türkei zu geben.
- Eine Grenzziehung zu anderen muslimischen Gruppen wie Zugewanderten aus Westasien oder mit arabischer Abstammung kam bei den Teilnehmerinnen auch häufig zum Vorschein.
- Als Strategie der Grenzziehung zu arabischstämmigen Zugewanderten und Geflüchteten stellt die Wahl einer Privatschule statt einer staatlichen Schule die eigene Gruppe in der mehrschichtigen Gruppenhierarchie auf eine höhere Stufe.
- Neben den Grenzziehungsstrategien, die unsere Teilnehmerinnen ergriffen, um ethnische Grenzen herunterzuspielen und den Klassenstatus zu betonen, und die darauf zielten, Stigmatisierung von sich zu lösen und anderen stigmatisierten Gemeinschaften anzuhaften, deuten unsere Ergebnisse auch darauf hin, dass die Teilnehmerinnen versuchen, sich und ihre Kinder durch Privatschulen als Teil der internationalen und global mobilen Gruppe zu repositionieren und so ihre privilegierte Stellung in Deutschland geltend zu machen.

1. Einleitung

Sema nahm unseren Anruf in der gut eingerichteten Küche ihrer Praxis in Prenzlauer Berg entgegen. Zum damaligen Zeitpunkt, im März 2021, waren wegen der Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie in Deutschland nur digitale Treffen möglich. „Mein Sohn ist auch hier. Er lernt im Nebenzimmer“, sagte Sema mit breitem Lächeln. Sema ist Mutter und Ärztin, Ende 40; als Neunjährige kam sie aus der Türkei nach Deutschland. Um uns ihre Migrationsgeschichte besser verständlich zu machen, fragte sie mit forschender Stimme: „Kennen Sie den Begriff ‚Kofferkinder‘?“ Wir kannten ihn. Der Begriff wird in Deutschland oft als Bezeichnung für Kinder verwendet, die zunächst in der Türkei zurückblieben, als ihre Eltern erstmals als sogenannte Gastarbeitende nach Deutschland kamen. Sema war ein Kofferkind. Doch ihre verzögerte Ankunft in Deutschland im Alter von neun Jahren hielt sie nicht davon ab, ihre Ziele zu erreichen: Sie erlangte das Abitur – erwarb also die Zugangsberechtigung zum Hochschulstudium – und machte in Deutschland Karriere – eine Karriere, die „anders als bei ihren Eltern“ war. Als sie das Eintrittsalter für die weiterführende Schule erreichte, pochte ihre Familie darauf, dass sie heiraten und ihren Traum vom Gymnasium vergessen sollte. „Ich war wohl schon immer rebellisch“, meinte Sema und erklärte, wie sie den Schulleiter eines Gymnasiums überredet hatte, sie aufzunehmen – trotz der scharfen Zurechtweisung durch ihre Familie. Am Gymnasium wurde sie jedoch von Lehrkräften als „außergewöhnliches Zuwandererkind“ bezeichnet, und ihre deutschen Freund*innen sagten oft, sie sei „nicht wie die anderen Türken“ – woran sich Sema mit Unbehagen und Schmerz erinnert. Semas Biografie macht die vielschichtigen Erfahrungen einer Frau mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in Deutschland deutlich – eine Biografie, die von den Rollen als Kofferkind, Rebellin, Tochter, Ehefrau, Studentin und Ärztin bestimmt ist. Das sind einige der vielen Kategorien, die Semas Alltag und ihre Erfahrungen als Mutter prägen.

Obwohl er eine staatliche Grundschule besuchte, wechselte Semas Sohn auf eine der führenden internationalen Berliner Privatschulen, als es auf die weiterführende Schule ging. In Anbetracht der Hindernisse, die ihr selbst als Schülerin im Weg

gestanden hatten, sagte Sema überzeugt: „Mir wurde klar, dass Bildung das Wichtigste ist, was ich meinem Kind weitergeben kann [...] Als Mutter mit etwas Vermögen möchte ich meinem Kind meine ganze finanzielle und emotionale Unterstützung geben. Das ist mir sehr wichtig.“ Sema kann es sich nun leisten, die hohen Schulgebühren für die Bildung zu zahlen, die sie für ihren Sohn als notwendig erachtet. Tennisunterricht, Klavierkonzerte, Auslandsreisen und Skiurlaube gehören zu den Aktivitäten, denen sie mit ihrem Sohn gerne nachgeht. Die anderen Eltern in der Klasse, fügte Sema hinzu, seien ebenfalls „international“, gebildet und „haben Status und gesellschaftliche Stellung“, das heißt, sie arbeiten in für Berliner Verhältnisse angesehenen Berufen der Mittelschicht und oberen Mittelschicht, wie Semas Wahlberuf als Ärztin. Ihren Worten nach sind internationale Privatschulen einfach „besser qualifiziert“ im Vergleich zu den staatlichen Schulen in ihrem Wohnviertel in Kreuzberg. Sema gehört zu den vielen Berliner Eltern, die sich entschieden haben, ihre Kinder auf solche Schulen schicken.

Semas Lebensgeschichte und ihr Weg zur Ärztin in Deutschland sind mit ihren Erfahrungen von Stigmatisierung und Diskriminierung verflochten. Was Sema als ihr „rebellisches“ Wesen bezeichnet, ist eine Chiffre für die Strategien, die sie als Frau mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in Deutschland einsetzt, um ihre Lebensziele zu erreichen. Bei der Erziehung ihres Sohnes ist sie als „gute Mutter“ motiviert, Strategien gegen Stigmatisierung zu ergreifen und ihren Sohn vor den Schwierigkeiten und Diskriminierungen zu schützen, mit denen sie als Schülerin in Deutschland konfrontiert war. Auf der Grundlage von acht Monaten Feldforschung und 20 ausführlichen Interviews mit Müttern wie Sema werden in dieser Studie zwei Fragen beantwortet: 1. Welche diskursiven und materiellen Strategien ergreifen Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte zum Zweck der Überwindung von Stigmatisierung und Diskriminierung an deutschen Bildungseinrichtungen? 2. Welche Konsequenzen haben ihre Strategien insbesondere für andere in Deutschland ethnisierte Gruppen? Hierbei liegt der Schwerpunkt darauf, zu prüfen, wie manche unserer Teilnehmerin-

nen Grenzen zu anderen benachteiligten Gruppen ziehen, insbesondere zu „ungebildeten“ und „nicht integrierten“ sowie zu anderen Zugewanderten aus Westasien.² Durch die Beantwortung dieser Fragen leisten wir einen Beitrag zur Intersektionalitätsforschung und Grenztheorie (Lamont, Pendergrass & Pachucki 2015; Lamont & Molnár 2002; Yanaşmayan 2016; Fischer, Achermann & Dahinden 2020) im Migrationskontext der Türkei und Deutschlands. Zur Aufzählung der vielschichtigen Grenzziehungsstrategien, die Mütter mit Migrationsgeschichte anwenden, analysieren wir ihre Narrative bezüglich Mutterschaft sowie ihre Erfahrungen mit und Reaktionen auf Stigmatisierung und Diskriminierung an deutschen Schulen.

Auf der Grundlage der theoretischen Arbeiten von Choo und Ferree (2010), Moroşanu und Fox (2013), Lamont et al. (2016) und Wimmer (2008, 2013) zu den Strategien, die Minderheiten zur Überwindung von Stigmatisierung anwenden, stellen wir die Hypothese auf, dass interaktionelle Theorien und das Konzept der Grenztheorie für die Analyse der Erfahrungen von Minderheiten und von Gruppenhierarchien grundlegend sind. Wie bereits Korteweg und Triadafilopoulos (2013) argumentieren, bedingen sich Grenztheorie und Intersektionalität gegenseitig, um dem Verständnis der genderspezifischen, ethnisierten und klassenbasierten Dimensionen dessen, was sie Integrationspolitik nennen, eine größere Komplexität zu verleihen.

Zum besseren Verständnis der Beziehung zwischen migrantischer Mutterschaft und Stigmatisierung in Deutschland ziehen wir Wimmers Begriff der „Repositionierung“ heran – eine individuelle Strategie, die eigene ethnische Gruppe in einer mehrstufigen Hierarchie eine Stufe höher zu stellen (Wimmer 2008: 988). Wir argumentieren, dass die Repositionierung in unserem Fall dadurch stattfindet, dass der ethnische Status heruntergespielt und der Klassenstatus betont wird, wobei die Zugehörigkeit zu einer global mobilen, internationalen Gruppe geltend gemacht wird. In diesem Punkt schließen

wir uns Moroşanu und Fox an, die wie folgt argumentieren: „[...] ethnicized stigma does not always lead to ethnicized strategies for dealing with that stigma“ (Moroşanu & Fox 2013: 448). Dagegen können die Auswirkungen von Stigmatisierung zu dem Versuch führen, diese von sich selbst zu lösen und sie ethnisierten Anderen anzuhaften. Wir stellen fest, dass derartige Positionierungen zusammen mit Umwertungsstrategien (zur Veränderung hierarchischer Anordnungen) stattfinden. Diese Umwertung zielt jedoch nicht darauf ab, sich mit der deutschen Mehrheit gleichzustellen. Vielmehr verfolgt die Mehrheit der Mütter eine andere Strategie. Um sich in der deutschen Gesellschaft zu repositionieren, stellen sich die Teilnehmerinnen moralisch und politisch mit global mobilen, internationalen Eltern gleich, wobei überethnische zivilisatorische Unterteilungen betont werden, etwa dass man „gebildet“ oder „kultiviert“ sei.

Ebenso weist unser Gesprächsmaterial auf die Zentralität von Forderungen nach Selbstwert und Anerkennung als Motivationen für Grenzziehungsstrategien gegenüber anderen benachteiligten Gruppen hin. Im sozioreligiösen Kontext der Türkei stehen Mütter konventionell als Chiffre für die – als moralischen Wert verstandene – „Ehre“ ihrer migrantischen Communitys, da sie dafür verantwortlich sind, die Kinder so zu erziehen und zu sozialisieren, dass sie die spezifischen gesellschaftlichen Werte ihrer Gemeinschaft achten und weitergeben können (Korteweg & Yurdakul 2009). Die Zentralität von „Müttern“ in unserer Studie fußt auf dieser ihnen zugeschriebenen spezifischen Rolle, welche im Kontext der Migration aus der Türkei nach Deutschland hinterfragt wird und sich wandelt. Ziel einer intersektionalen Analyse von Grenzziehungsstrategien ist daher, aufzuzeigen, wie Gendering, Ethnisierung und die Hervorhebung des Klassenstatus Vorstellungen der Selbstbeschreibung, der Zugehörigkeit und das Gruppengefüge prägen.

Zur Vermeidung von Missverständnissen sind drei Begriffsklärungen geboten. Erstens beziehen wir uns mit dem Begriff „Privatschule“ konkret auf

² Zugewanderte aus Westasien meint hier und im Folgenden arabischstämmige Zugewanderte aus dem südwestlichen Teil des asiatischen Kontinents in Abgrenzung zu türkeistämmigen Zugewanderten.

internationale Schulen und andere nicht konfessionelle Schulen mit (relativ hohen) Schulgebühren (zur Begriffsbestimmung und den zugehörigen Statistiken siehe Grossarth-Maticek, Kann & Koufen 2020). Diese Schulen bieten einen international anerkannten Lehrplan, Unterricht in verschiedenen Sprachen (zumeist Englisch und Französisch, aber auch Spanisch und Russisch als Hilfssprachen) sowie eine globale Übertragbarkeit von Abschlüssen und Noten (International Baccalaureate und AbiBac). In Deutschland besteht mit (katholischen, evangelischen und jüdischen) Konfessionsschulen, die aufgrund des Körperschaftsstatus dieser Religionsgesellschaften steuerfinanziert sind, eine weitere Form der privaten Schulbildung. Da Mütter und ihre Kinder, die diese Schulen besuchen, hierfür religiöse Motive haben können, wurden Konfessionsschulen als mögliche Sample-Kontrolle ausgeschlossen. Seit den 1990er-Jahren ist die Zahl der Privatschulen in Deutschland von 3.200 auf 5.839 um 80 Prozent gestiegen und ihre Gesamtschülerzahl hat sich fast verdoppelt (Grossarth-Maticek, Kann & Koufen 2020). Laut einem Bericht von 2009 sind 13,7 Prozent der Berliner Schulen in privater Trägerschaft. Hiervon sind 2,3 Prozent katholisch, 2,1 Prozent evangelisch, 1,2 Prozent Waldorfschulen und 8,1 Prozent haben eine andere Zugehörigkeit (Koinzer & Leschinsky 2009). Während katholische und evangelische Schulen am ehesten erschwinglich sind, sind Waldorfschulen, Freie Schulen und zweisprachige und internationale Schulen oft teurer (Kraul 2014). Daraus lässt sich ableiten, dass Eltern, die in Deutschland ihre Kinder auf Privatschulen schicken, nicht unbedingt denselben sozioökonomischen Status haben. Dennoch legt die Forschung nahe, dass Schüler*innen an Privatschulen im Allgemeinen einer höheren sozioökonomischen Gruppe in der deutschen Gesellschaft angehören und Eltern, die ihre Kinder auf Privatschulen schicken, oft ein hohes Bildungsniveau haben (siehe Kraul 2017).

Zweitens verwenden wir zur Beschreibung unserer Studienteilnehmerinnen bewusst den Ausdruck „Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte“ und nicht „zugewanderte Mütter“ oder „Deutsch-türkinnen“. Der Ausdruck weist auf die konkrete Zugehörigkeit dieser Mütter zu Deutschland und die gleichzeitige und teils widersprüchliche Wirkung ihrer Migrationserfahrung und der ihrer Familien auf ihre Selbstbeschreibung, Zugehörigkeit und ihr Gruppengefüge in Berlin hin. Da einige dieser Frauen in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, war es uns wichtig, den Begriff „Zugewanderte“ mit „mit Migrationsgeschichte“ zu ersetzen und den Begriff „ethnisiert“ als Chiffre für ihre Erfahrungen der Stigmatisierung und Diskriminierung entlang der Achsen von Geschlecht, Ethnizität, Rasse und Klassenstatus zu verwenden.³

Drittens glauben wir, dass jeder feste Begriff einer „Gesellschaftsschicht“ im Kontext unserer Studie strittig und destabilisiert ist, geprägt durch die sozioökonomischen Realitäten der Zuwanderung sowie die durch die Corona-Pandemie entstandenen Herausforderungen und die nachfolgende Wirtschafts- und Währungskrise in der Türkei und im internationalen Raum. Anstatt Behauptungen aufzustellen, wie die Identität einer „Mittelschicht“ in einem sich rasch wandelnden Berlin aussehen würde, verwenden wir den Begriff des Privilegs (Claytor 2020) für eine Reihe von Erfahrungen, Möglichkeiten und Ansprüchen, die sich oft als materielle und soziale Güter manifestieren und mit der komplexen intersektionalen Grenzarbeit einhergehen. Mit der Verwendung von Privileg verfolgen wir das Ziel, „Gesellschaftsschicht“ als interaktionelles Phänomen zu erkunden, bei dem materielle und diskursive Merkmale des Klassenstatus zwischen verschiedenen soziohistorischen Kontexten übertragen und übersetzt werden. Die Mütter in dieser Studie stammen nämlich nicht aus einer einzigen homogenen Gesellschaftsschicht, sondern haben unterschiedliche Lebens-

³ Wir verwenden „Ethnisierung“ zur Bezeichnung der Prozesse, durch die ethnisierte Gruppen gebildet, abgesondert und als Andere stigmatisiert werden. Diese Prozesse werden durch soziohistorische Gegebenheiten sowie gesellschaftliche Normen zu Gruppenunterschieden und Vorstellungen zu „Rasse“ und „Ethnizität“ geprägt. Wie Gotanda (2011) ausführt, hat der Begriff „Muslim“ in der Zeit seit dem 11. September 2001 durch einen Prozess der Ethnisierung jenseits der Religion als Bezeichnung einer rassistischen Kategorie Bedeutung erworben. Im Kontext unserer Forschung behandeln wir Ethnisierung als einen heterogenen und dynamischen Begriff, der Einstellungen und Vorurteile wie auch die Erfahrung von Diskriminierung bezeichnet.

geschichten: Manche von ihnen wuchsen in sogenannten Gastarbeiterfamilien auf, manche sind nicht erwerbstätig und werden von ihren Ehemännern unterstützt, andere verfolgen Karrieren mit hohem Einkommen. Die unterschiedlichen Erfahrungen der Mütter und ihre Strategien für sozialen Aufstieg zur Förderung von Selbstwert und Anerkennung zeigen den Wert von Klassenmerkmalen als Werkzeuge, um ethnische Grenzen herunterzuspielen, sich von Stigmatisierung zu lösen und sie anderen in Deutschland anzuhaften.

Im Folgenden skizzieren wir unsere Fallstudie und präsentieren den theoretischen und praktischen Unterbau intersektionaler Perspektiven auf Stigmatisierung, Diskriminierung und Grenzziehungsstrategien. Daraufhin werten wir die Ergebnisse der Studie hinsichtlich 1) der Grenzziehung zu „ungebildeten“ und „nicht integrierten“ Zugewanderten aus der Türkei, 2) der Grenzziehung zu anderen Zugewanderten aus Westasien und 3) der Repositionierung als Angehörige einer global mobilen, internationalen Gruppe aus.

2. Theorie: Grenzarbeit und Intersektionalität

Unser theoretischer Rahmen greift in erster Linie auf die Konzepte der Grenztheorie (Fischer, Achermann & Dahinden 2020; Lamont, Pendergrass & Pachucki 2015; Wimmer 2008, 2013) und Intersektionalität (Choo & Ferree 2010; Crenshaw 2018; Phoenix 2017; Kofman & Raghuram 2015; McCall 2005) zurück. Grenzen werden zu wesentlichen symbolischen Ressourcen „in creating, maintaining, contesting, or even dissolving institutionalized social differences. [...] They are tools by which individuals and groups struggle over and come to agree upon definitions of reality“ (Lamont & Molnár 2002: 168). Sie spiegeln dementsprechend intersektionale Ungleichheiten sowie Beziehungen des Gruppengefüges und der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen wider. Unter Bezugnahme auf Andreas Wimmers Definition der Grenzziehung (2008: 993) zeigen wir, wie Institutionen – hier Privatschulen – soziale Kontexte bieten, in denen Mütter bei ihrer Konfrontation mit Prozessen der intersektionalen Ungleichheit strategisch Grenzen schaffen können. Nach der Definition von Choo und Ferree (2010) beinhaltet Intersektionalität verschiedene Positionen innerhalb von Unterdrückungssystemen. Davon ausgehend argumentieren wir, dass die Erfahrungen von Müttern durch interaktionelle Prozesse erzeugt werden, in denen ihre genderspezifischen, ethniserten, klassenbezogenen Erfahrungen innerhalb der mehrschichtigen Gruppenhierarchien mitkonstituiert werden. In früheren Studien haben Wissenschaftler*innen gezeigt, dass die Erfahrungen von Stigmatisierung und Diskriminierung in den Lebensnarrativen türkeistämmiger Zugewanderter in Deutschland

eine zentrale Rolle einnehmen (Erel, Reynolds & Kaptani 2018). Aus diesem Blickwinkel ist unsere Studie ein Beitrag zu dieser Literatur, indem sie analysiert, wie ein intersektionaler Ansatz dabei helfen kann, komplexe Grenzziehungsstrategien aufzuzeigen – das heißt, wie Gendering, Ethnisierung und die Hervorhebung des Klassenstatus als Werkzeuge zur Bestimmung der Grenzen zwischen „uns“ und „denen“ fungieren.

Wir schließen uns Dhamoon (2011) an, die argumentiert, dass die Erscheinungsformen von Diskriminierung und Privileg in Beziehungsprozessen und Gruppenvergleichen situiert werden können. Claytors (2020) Studie zum aufstrebenden Konsumverhalten Schwarzer Amerikaner*innen der Mittelschicht, darunter der Besuch privater Hochschulen mit dem Ziel, eine privilegierte Stellung zu erreichen und dadurch die ethnisierte Unterscheidung zwischen ihnen und der Mehrheitsbevölkerung zu überwinden, gab uns die Möglichkeit, einen derart erfassten Vergleichsfall zu betrachten. Ähnlich zeigen Moroşanu und Fox (2013), wie manche rumänische Zugewanderte im Vereinigten Königreich die von ihnen erfahrene Stigmatisierung auf die benachteiligte und stigmatisierte Gruppe Rumäniens, die Rom*nja, zu übertragen versuchen.⁴ Bei unseren Analysen ist die zentrale Stellung der Intersektionalität also nicht nur wesentlich, um die komplexen, sich überschneidenden Machthierarchien aufzuzeigen, sondern auch im Hinblick auf die Strategien zur Reaktion auf intersektionale Ungleichheiten und ihrer Überwindung.

⁴ Der Fall rumänischer Zugewanderter im Vereinigten Königreich ist soziohistorisch unterschiedlich von dem von Personen mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in Deutschland. Die analytischen Werkzeuge (Lösung und Neuhaftung von Stigmatisierung) aus dem Artikel von Moroşanu und Fox sind jedoch für unsere Studie hilfreich und relevant. Auch die wegweisende historische Studie von Ignatiev, *How the Irish Became White* (1995), die die Geschichte irischer Eingewanderter in die USA im 18. Jahrhundert erzählt, die sich um eine privilegierte Stellung bemühen, während sie Schwarze Amerikaner*innen unterdrücken, ist kein direkter Vergleich zu unserem Beitrag über Türkeistämme in Deutschland, war uns aber eine Inspiration.

3. Methodik

Da die verschiedenen Narrative von Müttern mit Migrationsgeschichte thematisiert werden, erstreckt sich unsere Studie über die ganze verstrickte Geschichte der Zuwanderung aus der Türkei nach Deutschland. Bei den Teilnehmerinnen, die in Deutschland zur Schule gegangen waren, verwiesen ihre Erfahrungen mit den deutschen Bildungseinrichtungen auf zwei unterschiedliche soziohistorische und biografische Standpunkte. Der erste Standpunkt rührte aus den Diskriminierungserfahrungen der Mütter her, die in Deutschland aufgewachsen waren: Ihre Schulzeit fiel in die 1980er- und 1990er-Jahre, eine Zeit, die vom Mauerfall und von starkem Rassismus in Deutschland geprägt war – insbesondere in Einrichtungen wie Schulen. Die Teilnehmerinnen betonten die Vorkommnisse von Diskriminierung und Stigmatisierung, die sie im Rahmen ihrer Bildung erfahren hatten, zumeist von Lehrkräften und der Schulleitung. Diese Zeit war für die Teilnehmerinnen oft auch davon geprägt, dass ihnen Chancen versagt blieben und ihre Bildung nicht gefördert wurde. Der zweite Standpunkt entstand, als die Teilnehmerinnen selbst Mütter geworden waren und in den 2010er- und 2020er-Jahren mit den Schulen ihrer Kinder zu tun hatten. Durch ihre eigenen Erfahrungen an staatlichen Schulen entwickelten die Mütter starke institutionelle, diskursive und klassenbasierte Strategien, um intersektionale Ungleichheiten zu überwinden und Teil einer privilegierten Gruppe internationaler Eltern in Deutschland zu werden.

Unsere Interviewdaten basieren auf acht Monaten Feldforschung und 20 tiefgreifenden Gesprächen mit Müttern mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte, die ihre Kinder auf Berliner Privatschulen schicken. Sie verweisen darauf, welche Vorteile ein intersektionaler Ansatz zum Verständnis der Komplexität der Grenzziehung unter zugewanderten Gruppen bieten kann. Berlin hat von allen deutschen Städten die größte Bevölkerungszahl an Zugewanderten (19,6 Prozent) und etwa 6 Prozent von ihnen sind alteingesessene Einwohner*innen mit türkischer Staatsbürgerschaft (Grossarth-Maticek, Kann & Koufen 2020). Bei unserer

Feldforschung rekrutierten wir Teilnehmerinnen durch verschiedene berufliche und zivilgesellschaftliche Netzwerke, um die Diversität des Samples sicherzustellen und möglichst viele internationale Schulen abzudecken. Zur Wahrung der Anonymität unserer Gesprächspartnerinnen nennen wir die von uns kontaktierten Netzwerke nicht. Wir nutzten Zielstichproben auf Grundlage von zwei Kriterien: Kinder werden auf Privatschulen geschickt und türkeistämmige Migrationsgeschichte. Die Interviews führten wir persönlich⁵ in einer einzigen Sitzung an einem von den Teilnehmerinnen ausgewählten Ort. Im Winter 2021 verzögerte die Corona-Pandemie den Gesprächsprozess. In dieser Zeit mussten wir die Interviews online führen. Die Gespräche konzentrierten sich auf die Themen Migrationserfahrung, Mutterschaft und Vorfälle der Diskriminierung und Stigmatisierung an deutschen Schulen. In den 20 Interviews erfassten wir detaillierte Schilderungen konkreter Vorfälle an Schulen, bei denen Mütter unmittelbar involviert waren.

Jedes Gespräch dauerte zwischen ein und zwei Stunden. Alle Interviews wurden aufgezeichnet, von einem professionellen Transkriptionsservice verschriftlicht, mittels der Open-Coding-Methode der Grounded Theory (Holton 2007) sorgfältig codiert und sowohl als ausgedrucktes Transkript als auch digital unter Verwendung der von der Universität bereitgestellten qualitativen Software MAXQDA induktiv und deduktiv analysiert. Gemäß den Anleitungen zur Einwilligung nach erfolgter Aufklärung (Sin 2005) wurde vor jedem Interview die Forschungsethik erklärt, und die Teilnehmerinnen hatten Gelegenheit, jederzeit während des Gesprächs oder danach von der Teilnahme zurückzutreten. Da die Einwilligung nach erfolgter Aufklärung vorlag und die Teilnehmerinnen keinen Risiken oder hohem körperlichen oder emotionalem Stress ausgesetzt wurden, war die Zustimmung der Ethikkommission nicht erforderlich. Alle Daten wurden in einem kennwortgeschützten Dateiordner im Cloud-System unserer Universität gespeichert. Alle Teilnehmerinnen unterzeichneten bei persönlichen

⁵ Zwei Interviews, für die Gökçe Yurdakul und Tunay Altay den Termin vereinbarten, wurden zu Schulungszwecken von wissenschaftlichen Mitarbeitern im Beisein von Gökçe Yurdakul geführt.

Gesprächen Einwilligungserklärungen oder gaben ihre mündliche Einwilligung zur Teilnahme in Online-Interviews. Zur Wahrung der Anonymität aller Teilnehmerinnen sind alle hier verwendeten Namen Pseudonyme. Wir räumen ein, dass unsere unterschiedlichen gesellschaftlichen Stellungen – Gökçe Yurdakul ist eine heterosexuelle Wissenschaftlerin in mittleren Jahren und Mutter; Tunay Altay ist ein queerer Wissenschaftler und hat keine Kinder – den Umgang unserer Gesprächspartnerinnen mit uns beeinflussten, und erkennen an, dass sie ihre Erfahrungen in Bezug darauf reflektierten, wie sie unsere Identitäten wahrnahmen. Wir begegneten diesen Differenzen mit einer Kreuzanalyse der Interviewdaten und umfangreichen ethnografischen Notizen zu den Transkripten.

Während manche der Teilnehmerinnen ihre Ausbildung oder ihr Abitur in Deutschland machten, kamen andere später, nachdem sie ihre Hochschulausbildung ganz oder teilweise in der Türkei erworben hatten. 12 der 20 Teilnehmerinnen lebten mehr als 20 Jahre in Berlin, 7 davon sahen sich selbst als Kinder der Generation der sogenannten Gastarbeitenden. Die übrigen 8 Teilnehmerinnen verbrachten 3 bis 17 Jahre in Deutschland; die letzte Angekommene unter ihnen war eine Frau, die aus Istanbul zugewandert war, um eine leitende Position bei einem Berliner Pharmaunternehmen anzutreten. Neuankommende aus der Türkei gelten oft als Teil einer Pendelmigration mit wiederholten vorübergehenden Aufenthalten in Deutschland. Hierzu berichtet eine Studie von einem zunehmenden Fluss „hochqualifizierter“ und gebildeter türkeistämmiger Migrant*innen nach Deutschland (Türkiye İstatistik Kurumu 2018).⁶ Wir finden, dass diese Diversität in der Migrationsgeschichte ein Vorzug unserer Arbeit ist, da sie einerseits die Komplexität der Erfahrungen aus der Türkei Zugewanderter in Berlin würdigt und andererseits die methodischen Einschränkungen eines intersektionalen, mehrschichtigen Forschungsansatzes überwindet: Trotz unterschiedlicher Migrationsgeschichten hatten alle Mütter denselben Ehrgeiz, und zwar ihre wirtschaftlichen und kulturellen Ressourcen dazu zu nutzen, die Grenzen zu verschieben, denen sie und ihre Kinder in Deutschland ausgesetzt waren.

Zwar sprechen wir hier und da von „Müttern mit türkischer Migrationsgeschichte“, unsere Teilnehmerinnen bilden jedoch eine heterogene Gruppe, die sich nicht auf die binären Kategorien von Zugewanderten und jenen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, reduzieren lässt. Ebenso waren für zwei Teilnehmerinnen die Grenzen zwischen kurdischer und türkischer Identität nicht scharf: Eine Teilnehmerin gemischter Abstammung mit einem kurdischen Vater und einer türkischen Mutter identifizierte sich gleichermaßen als Kurdin wie als Türkin, bat aber darum, als Kurdin geführt zu werden; die andere Teilnehmerin war Kurdin, unterstrich jedoch ihre sunnitische Identität und ihre Zugehörigkeit zur Türkei und zum Türkischsein. Entsprechend ihrer jeweiligen Selbstdefinition wurden die Teilnehmerinnen in folgende Kategorien unterteilt: 13 Türcinnen, 7 Kurdinnen; 6 in Deutschland, 14 in der Türkei geboren; 14 Sunnitinnen, 6 Alevitinnen; 12 ledig oder geschieden, 8 verheiratet.

Die meisten Teilnehmerinnen (11) waren Unternehmerinnen in verschiedenen Branchen in Deutschland, 6 arbeiteten als Ärztinnen, Lehrerinnen oder Berufskünstlerinnen und 3 waren erwerbslos und wurden finanziell von ihren Männern oder Verwandten unterstützt. In der Tat hängt der Zugang von Müttern zu wirtschaftlichen Ressourcen oft von ihrem Beruf, Einkommen und dem Vermögen ihrer Familie ab.

Ungeachtet der Heterogenität unserer Gesprächsgruppe kennzeichnet alle Teilnehmerinnen die Motivation, ihre Kinder auf eine Privatschule zu schicken. Die Privatisierung der Bildung in der Türkei ist ein häufig untersuchtes Thema (Koşar Altınyelken, Çayır & Agirdag 2015) und hat zu einer zunehmenden Zahl privater Bildungseinrichtungen im Primar-, Sekundar- und Hochschulbereich geführt. Angesichts konjunktureller Schwankungen und einer Jugendarbeitslosigkeit, die weltweit mit am höchsten ist (Tokyay 2021), setzen sich Eltern mit hohem sozioökonomischem Status stärker für die Bildung ihrer Kinder ein, um sie vor finanziellem Ruin und Arbeitslosigkeit zu bewahren (siehe Gokturk & Dinckal 2017). Wir hatten anfänglich angenommen, dass gerade zugewanderte

⁶ Laut der Studie wanderten 2017 253.640 Menschen aus der Türkei nach Deutschland aus, was einem Anstieg von 4 Prozent gegenüber 2016 entspricht. Demografisch gesehen war die stärkste Altersgruppe die der 25- bis 29-Jährigen, von denen 29,9 Prozent aus Istanbul kamen.

Mütter, die mit neueren Migrationsströmen angekommen waren, dazu neigen würden, ihre Kinder in Deutschland auf Privatschulen zu schicken, wie sie es heute in der Türkei tun. Unsere Ergebnisse zeigen jedoch neben der Sprachbarriere, die neu zugewanderte Familien an staatlichen deutschen Schulen erleben, keine wesentlichen Unterschiede zwischen aktuellen Zuwanderinnen aus der Türkei und den Nachfolgegenerationen der sogenannten Gastarbeitenden hinsichtlich ihrer Motivationen, ihre Kinder auf Privatschulen zu schicken.

Trotz ihrer Unterschiede waren sowohl die in jüngerer Zeit zugewanderten als auch die in Deutschland geborenen und aufgewachsenen Mütter intersektionalen Ungleichheiten und stigmatisierenden Stereotypen über muslimische und türkeistämmige Frauen ausgesetzt. Insbesondere im medialen und politischen Diskurs in Deutschland kursieren zahlreiche stark stigmatisierende Bezeichnungen, mit denen auf die fehlende Integration von Frauen mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in die deutsche Gesellschaft Bezug genommen wird: Bezeichnungen zu ihrer Arbeit in der Gebäudereinigung und Altenpflege, zur Anzahl ihrer Kinder, zum Zusammenleben in Großfamilien, zu ihrer Rolle als Opfer von Gewalt in der Großfamilie. Diese stigmatisierenden Bezeichnungen sind Merkmale einer genderspezifischen Ethnisierung und klassenbasierten Diskriminierung (Yurdakul & Korteweg 2020).

Wie bei Sema einleitend beschrieben, betonten die Lebensnarrative der zugewanderten Mütter ihre Eigenständigkeit und Resilienz angesichts der intersektionalen Ungleichheiten, denen sie in der Familie, in der Schule und in der deutschen Gesellschaft insgesamt begegneten. Trotz der Unterschiede bei den ihnen zur Verfügung stehenden wirtschaftlichen Ressourcen identifizierten sich alle Teilnehmerinnen als Frauen, die aus eigener Kraft zu finanzieller Stabilität und beruflichem Erfolg gelangt waren (vgl. auch van Es 2019). Das zeigt sich auch darin, wie die Mütter über die Schulen ihrer Kinder verhandelt und, oftmals allein, entschieden haben, was bei mehreren Teilnehmerinnen aufgrund der Kosten zu Konflikten mit ihren Ehemännern und Familien führte. Wirtschaftliche Unabhängigkeit spielte bei diesen Verhandlungen eine Rolle, wenngleich Erfolg und stabile Verhältnisse nicht für alle Mütter gleichermaßen galten.

Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte werden in Deutschland häufig nur als stereotypisierte Muslimin wahrgenommen und als Opfer ihrer eigenen Gemeinschaften angesehen (Korteweg & Yurdakul 2009). In Bezug auf ihr Berufsleben und ihre Finanzkraft widersprachen einige Teilnehmerinnen derartigen Stereotypen und erklärten, sie sähen sich nicht als „traditionelle Mütter“ oder „Opfer“ – ein Verweis auf das genderspezifische, ethnisierte Stereotyp der türkischen Hausfrau und Mutter mit wenig oder gar keiner finanziellen Unabhängigkeit. Die meisten waren stolz auf ihr berufliches Streben und konstruierten ihre Lebensnarrative rund um die Überwindung von Hindernissen wie Sprachbarrieren, Staatsbürgerschaft und verschiedenen Formen des Rassismus und der Frauenfeindlichkeit. Neben Hindernissen, die ihr Muttersein betreffen, zeigten sich die Hindernisse in ihrem Leben oft in Bezug auf Rassen- und Geschlechtsmerkmale: ihr dunklerer Teint, der in deutschen Schulen auffiel, und ihre Kopftücher, für die sie den türkischen Begriff *karakafa* – wörtlich „Schwarzkopf“ – verwendeten, der zur Bezeichnung von Türk*innen allgemein dient. In den meisten Fällen in dieser Studie verwoben sich die verschiedenen Erfahrungen der Stigmatisierung und Diskriminierung mit den Strategien, die die Teilnehmerinnen zu deren Überwindung entwickelt hatten.

Da unsere Studie die verschiedenen Narrative von Müttern in den Vordergrund stellt, ist sie von den Lebenserfahrungen dreier Generationen – Großeltern, Eltern und Kinder – geprägt und erstreckt sich über die gesamte verstrickte Geschichte der Migration aus der Türkei nach Deutschland. Bei Teilnehmerinnen, die in Deutschland zur Schule gegangen waren, brachten ihre Erfahrungen mit deutschen Bildungseinrichtungen, wie bereits erörtert, zwei verschiedene soziohistorische und biografische Standpunkte zum Vorschein. Die große Menge an Daten, die durch unseren intersektionalen Ansatz zur Grenzziehung innerhalb von Gruppen von Zugewanderten entstand, gab uns Antworten auf die beiden zu Beginn unserer Studie gestellten Fragen, die die zur Überwindung von Stigmatisierung und Diskriminierung angeeigneten Diskurse und Praktiken an deutschen Bildungseinrichtungen sowie die Rolle dieser Strategien in der Erzeugung weiterer Grenzarbeit betreffen.

4. Ergebnisse: Grenzarbeit zur Überwindung von Stigmatisierung

In einem Kontext, in dem die Generation der sogenannten Gastarbeitenden und ihre Kinder Schwierigkeiten mit der Integration an deutschen Schulen, in der deutschen Gesellschaft und dem deutschen Arbeitsmarkt hatten, erfuhr der Ausdruck „türkische Zugewanderte“ eine Stigmatisierung im medialen und politischen Diskurs in Deutschland. Der Begriff stellte Zugewanderte als schlecht in der Schule, als in wenig angesehenen Berufen wie als Ladeninhabende oder Taxifahrende beschäftigt und als Einwohner*innen der ärmeren Berliner Stadtteile dar. Die detaillierten Schilderungen unserer Teilnehmerinnen von der Stigmatisierung und Diskriminierung, die sie während ihrer Schulzeit in deutschen Bildungseinrichtungen erlebten, zeugen von den erheblichen Auswirkungen der stigmatisierenden Bezeichnung „türkische Zugewanderte“ auf die schulischen Erfahrungen und Bildungschancen unserer Teilnehmerinnen. Zu den Erlebnissen gehören versagte Chancen und Ungleichbehandlung im Bildungswesen, Stigmatisierung durch rassistische Beleidigungen und Isolation sowie Stereotypisierung, oft dergestalt, dass Lehrkräfte annahmen, dass Schülerinnen mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in bildungsfernen Familien aufwuchsen. Neben diesen Belegen für ein offenbar fehlendes Verständnis von Diversität an staatlichen deutschen Schulen erklärten alle unsere Teilnehmerinnen, dass Kinder aus Familien mit Migrationsgeschichte unterbewertet werden. In ihren Augen halten deutsche Schulen Kinder mit Migrationsgeschichte von Leistungen auf hohem Niveau ab und es werden ihnen Bildungschancen vorenthalten.

4.1 Grenzziehung zu „ungebildeten“ und „nicht integrierten“ Zugewanderten aus der Türkei

Die interviewten Mütter waren sich des Stigmas, das Menschen mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in Deutschland anhaftet, sehr bewusst

und versuchten, sich auf verschiedene Weise von der Bezeichnung „türkische Zuwanderin“ zu befreien. Dieses Bewusstsein der Stigmatisierung brachte alle unsere Teilnehmerinnen dazu, sich von denjenigen zu distanzieren, die sie als das „eigentliche“ Ziel der Stigmatisierung wahrnahmen (Moroşanu & Fox 2013). Die Strategien der Distanzierung und Nachbildung des Stigmas zeigten sich in den Versuchen der Mütter, ethnische Grenzen herunterzuspielen und die Schuld an den ihnen angehafteten stigmatisierenden Bezeichnungen „ungebildeten“ und „nicht integrierten“ Zugewanderten aus der Türkei zu geben.⁷ Diese Differenzierungen zwischen sich selbst und anderen fanden im Eingeständnis der negativen und verallgemeinernden Ansichten über Menschen mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in Deutschland statt und spiegelten sich in den politischen Ansichten, der Einstellung zur Mutterschaft, in Vorlieben, Alltagsaktivitäten und dem Verlauf des Bildungswegs und der Berufskarriere wider.

Beim Sprechen über ihre Erfahrungen in Deutschland grenzten sich alle Gesprächspartnerinnen von den Angehörigen der Generation der sogenannten Gastarbeitenden ab. In jüngster Zeit zugewanderte Mütter schrieben dies den kulturellen und sozialen Unterschieden zu Angehörigen dieser Generation zu – dem Aufwachsen oder längeren Aufhalten in einer türkischen Großstadt oder der Weltmetropole Istanbul sowie ihren Qualifikationen wie Hochschulabschlüssen und fließenden Englischkenntnissen. Teilnehmerinnen, die aus sogenannten Gastarbeiterfamilien stammen, hoben sich aufgrund ihres sozialen Aufstiegs, ihrer fließenden Deutschkenntnisse und ihres finanziellen und gesellschaftlichen „Erfolgs“ in Deutschland von ihrer Elterngeneration ab. Diese Differenzierung spiegelt jedoch nicht direkt die engen Familienverhältnisse der Teilnehmerinnen wider. Insbesondere diejenigen, die selbst aus einer sogenannten Gastarbeiterfa-

⁷ Die Verwendung von „Türken“ in diesem Kontext spiegelt den Gebrauch dieser Kategorie durch die Teilnehmerinnen wider. Wenn sie von Türkeistämmigen sprechen, meinen die Teilnehmerinnen oft Zugewanderte aus der Türkei und Menschen mit Migrationshintergrund, deren Eltern oder Großeltern aus der Türkei einwanderten.

milie kommen, zeigten Verständnis und Respekt, wenn sie über die schwierigen Erfahrungen ihrer Eltern in Deutschland sprachen. Abgesehen von engen Familienbeziehungen und dem Mitgefühl für die sogenannten Gastarbeitenden in Deutschland, grenzten sich die meisten Teilnehmerinnen gegenüber „ungebildeten“, „traditionellen“ und „nicht integrierten“ türkeistämmigen Zugewanderten ab. Tuba, die vor 25 Jahren nach ihrer Heirat nach Berlin auswanderte, hat Verwandte, die der Generation sogenannter Gastarbeitender angehören, und beschrieb diese so:

„Es gibt viele Familien, die im Vergleich zu unserer Gesellschaft wirklich rückständig sind. Sie haben nichts getan, um sich weiterzubilden, und sogar alles dafür getan, noch rückständiger zu sein. So, wie sie vor 30 Jahren waren, als sie herkamen – sie haben noch dieselbe Kultur und Lebensweise.“

Für Tuba ist die Entscheidung, ihre Tochter auf eine internationale Privatschule zu schicken, ein Beweis ihrer eigenen Errungenschaften und ihres Engagements, diesen selbst verdienten Klassenstatus an die nächste Generation weiterzugeben.

Die Distanzierung der Mütter von „ungebildeten“ Zugewanderten aus der Türkei wird oft durch politische Vermutungen über Differenzen in der Weltanschauung und Lebensweise verstärkt. Aylin, eine kürzlich Zugewanderte, die als leitende Angestellte in einem Unternehmen für Technologieentwicklung arbeitet, wählte einen sehr entschiedenen Ton, als sie ihre Gründe nannte:

„Ich versuche, mich und meine Kinder von nicht integrierten [türkischen] Leuten fernzuhalten, weil sie nichts zu bieten haben. Ich finde, es gibt nichts, worüber ich mit diesen Leuten sprechen kann.“

Auch vermutete Aylin, dass „nicht integrierte“ Türkeistämmige in Deutschland Unterstützer der islamistischen Regierungspartei der Türkei, der Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) seien. Aylin war der Ansicht, dass diese Leute die wahre Ursache und das eigentliche Ziel der Stigmatisierung seien, der auch sie in Deutschland ausgesetzt ist.

Defne, die vor 22 Jahren nach Essen auswanderte und jetzt in Berlin wohnt, hatte ähnliche Eindrücke und fügte hinzu:

„Wie kann jemand nach Jahren in einem solchen internationalen Umfeld noch Nationalist [d. h. Unterstützer der AKP und der ultranationalistischen Partei der Nationalistischen Bewegung] sein? Ich kann sie nicht verstehen.“

Wie Defne und Aylin gab die Mehrheit der Mütter „ungebildeten“ Türkeistämmigen die Schuld am negativen Bild aus der Türkei Zugewanderter in Deutschland.

Durch die Wahl von Privatschulen für ihre Kinder und die eigenen Vorstellungen der Teilnehmerinnen, was eine „gute Mutter“ ausmacht, werden klare Grenzen zu „ungebildeten“ Türkeistämmigen gezogen. „Die Menschen in meinem Umfeld und dem meiner Kinder sind wie wir: gebildete, weitgereiste Menschen in Angestelltenberufen, die Bildung schätzen“, sagte Derin. Wie die anderen Interviewten beschrieb Derin es als ihre „mütterliche Pflicht“, ihren Kindern die besten Bildungschancen zu eröffnen. Sie erklärte, diese Bereitstellung von Bildungschancen unterscheide sie von jenen, die dies ihren Kindern nicht ermöglichten und die dann letztendlich für das negative Bild „türkischer Zugewanderter“ in Deutschland verantwortlich seien. Diese Grenzziehungsstrategien zum Herunterspielen ethnischer Grenzen ergeben jedoch keine vollständige Distanzierung vom „Türkischsein“ und von der türkischen Kultur. Im Gegenteil zeigten manche Eltern Verhaltensweisen eines kulturellen Nationalismus und stellten die türkische Kultur und türkische Sitten, insbesondere hinsichtlich Gastfreundschaft, Hygiene und Kommunikation, als der deutschen Kultur und den deutschen Sitten überlegen dar. Aus einem intersektionalen Ansatz, der auch den Klassenstatus berücksichtigt, sahen wir bei diesen Fällen einen gemischten Gebrauch von Grenzziehungsstrategien, bei denen das Bemühen um normative Umkehrung und das Zusammenspiel zwischen der Hervorhebung von Klassenstatus und ethnischen Grenzen zur Loslösung von Stigmatisierung und ihrer Neuanknüpfung an benachteiligte „türkische Zugewanderte“ ineinandergreifen. Auf diese Weise zielt die normative Umkehrung hier

darauf ab, die bestehende Rangfolge zwischen der „Mehrheitsgesellschaft“ und zugewanderten Müttern umzudrehen (Wimmer 2008: 1037). Nach dieser Argumentation, die alle unsere Teilnehmerinnen teilten, schafft die Verbindung zu Privatschulen für zugewanderte Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte einen Kontext, in dem sie klare Grenzen ziehen können, die sie von anderen benachteiligten zugewanderten Gruppen trennen, dabei jedoch auch ihren Klassenstatus betonen und selektiv Elemente des „Türkischseins“ und der türkischen Kultur zum Ausdruck bringen können.

4.2 Grenzziehung zu Zugewanderten aus Westasien

Eine Grenzziehung zu anderen muslimischen Gruppen wie Zugewanderten aus Westasien oder mit arabischer Abstammung kam in unserer Studie häufig zum Vorschein. In Anlehnung an Lamont et al. (2016) und Moroşanu und Fox (2013) argumentieren wir, dass die Grenzziehung zu anderen muslimischen Gruppen, in diesem Fall Zugewanderten aus Westasien, die nicht aus der Türkei stammen, einen Teil der Versuche der Teilnehmerinnen ausmacht, religiöse oder ethnisierte Stigmatisierung zu umgehen, indem man sie von sich selbst löst und stattdessen anderen benachteiligten und stigmatisierten Gruppen in Deutschland anhaftet. Dies geschieht unserer Ansicht nach, wenn die Teilnehmerinnen ihren Klassenstatus als Differenzierungsmerkmal zu „muslimischen“ Zugewanderten betonen und sich im nationalen Kontext auf einer höheren Ebene zu repositionieren suchen (Wimmer 2008). Unsere Ergebnisse deuten darauf hin, dass Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte im Rahmen der Komplexität von Migrationserfahrung Stereotype aufrechterhalten, die teilweise von der Wahrnehmung syrischer und anderer Asylsuchender und Zugewanderter aus Westasien in der Türkei gesteuert sind. Manche dieser Stereotype wurzeln in historischen Ressentiments und Konflikten, die die türkisch-arabischen Beziehungen seit Beginn des 20. Jahrhunderts dominieren (siehe Yurdakul 2006).

Jüngere Entwicklungen nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs in Syrien 2011, insbesondere die große Welle syrischer Asylsuchender, die sich jetzt in der Türkei befinden,⁸ haben bestehende negative Stereotype verstärkt. Die türkischen Medien vertreten dabei fremdenfeindliche Positionen, bezichtigen vertriebene Syrer*innen der Faulheit und beschuldigen sie, vom Geld der Steuerzahlenden zu leben. Als sie mit dieser wachsenden Stigmatisierung von Menschen aus Westasien und arabischen Ländern in der Türkei und in Europa konfrontiert wurden, versuchten die Teilnehmerinnen klare Grenzen zu ziehen, indem sie die Unterschiede zwischen sich und anderen Zugewanderten aus Westasien betonten.

Fünf Teilnehmerinnen mit unterschiedlichen ethnischen und religiösen Backgrounds zogen klare Grenzen gegenüber muslimischen Zugewanderten aus westasiatischen Ländern. Diese Grenzen kamen am deutlichsten zum Vorschein, wenn wir sie nach ihren Gründen für die Wahl von Privatschulen anstelle staatlicher Schulen, nach ihren eigenen Communitys und Selbstbeschreibungen und nach ihrer Meinung zu Zuwanderung und Rassismus in Deutschland fragten. Ilkay, eine alevitische Mutter, die als Führungskraft bei einem Reiseunternehmen in der Türkei gearbeitet hatte, betrachtete Türk*innen als Europäer*innen, nicht als Westasiat*innen:

„Als muslimisches Land haben wir auch gravierende Unterschiede zwischen Türken und Menschen aus Nahost. Meiner Meinung nach verdanken wir das Atatürk [...] Ich bin bestimmt keine Rassistin, aber [...] wissen Sie, diese Syrer, diese Araber [...] sind unserer Kultur fern. Ich meine, das ist nicht etwas, was sie sich aussuchen – in Saudi-Arabien oder in Syrien geboren zu werden. Sie suchen sich auch nicht aus, Muslim zu sein [...] Aber die Leute müssen sich weiterbilden.“

Diese klare Grenzziehung zwischen arabischstämmigen Zugewanderten und den Teilnehmerinnen erstreckte sich auch auf das Bildungsumfeld. Inci

⁸ Die Türkei beherbergt zwei Drittel (3,7 Millionen oder 66 Prozent) der weltweit über 5,6 Millionen registrierten syrischen Geflüchteten.

berichtete, dass ein Elternteil an der Schule ihrer Tochter verboten habe, in der Pause mit arabischstämmigen Schüler*innen aus derselben Klasse zu spielen, wozu Inci sagte, dass dies wahrscheinlich an antiarabischen Einstellungen läge. Die zwischen einzelnen türkei- und arabischstämmigen Schüler*innen gezogene räumliche Grenze eskalierte auch auf der Gruppenebene. Deniz, eine 39-jährige türkische Mutter und Unternehmerin, schilderte, wie ihre 14-jährige Tochter an einer staatlichen Schule von einer Schülergruppe gemobbt wurde, die Deniz als „Araberbande“ bezeichnete. Als die Schulleitung auf den Mobbingvorfall nicht reagierte, meldete Deniz ihre Tochter auf einer Privatschule an. Nach dieser traumatischen Erfahrung brauchte ihre Tochter psychologische Hilfe. Deniz verließ ihrer Verachtung für arabischstämmige Menschen Ausdruck, weil diese sich an Schulen zu Banden zusammenschließen.

Konflikte zwischen Schüler*innen arabischstämmiger Herkunft und anderen muslimischen Schüler*innen seien alltäglich an Berliner Schulen, berichteten unsere Teilnehmerinnen. Heval, eine Teilnehmerin, die in der Türkei aufgewachsen und mit ihren beiden Kindern nach Deutschland migriert war, merkte den Ursprung dieser Voreingenommenheit an:

„Araber wurden in der Türkei immer schlecht dargestellt; [nah-]östliche Länder werden allgemein schlecht dargestellt. Ich weiß nicht, wie man dieses Vorurteil leicht überwinden kann.“

Wie Hevals Bemerkung zeigt, werden klare Grenzen zwischen „guten Türken“ und „schlechten Arabern“ auf andere Länder Westasiens und auf Geflüchtete ausgeweitet, die mit dem Bürgerkrieg in Syrien und dann während des langen Sommers der Migration 2015 nach Deutschland kamen. Diese Grenzen wirkten sich auch auf die Beschreibungen der Teilnehmerinnen von ihren Stadtvierteln aus, insbesondere bei denen, die in Vierteln mit einem hohen Anteil an Zugewanderten und Geflüchteten wohnen. Sema sagte, ihr Stadtviertel zwischen Kreuzberg und Neukölln habe sich nach der Ankunft der Geflüchteten „verschlechtert“. Ähnlich stellte Berivan fest, ihr Hauptmotiv dafür, ihre 17-jährige Tochter auf eine Privatschule zu

schicken, sei es gewesen, der staatlichen Schule in ihrem Stadtviertel – einer stark von zugewanderten und geflüchteten Schüler*innen aus Westasien bevölkerten Schule – zu entkommen.

Als Strategie der Grenzziehung zu arabischstämmigen Zugewanderten und Geflüchteten stellt die Wahl einer Privatschule statt einer staatlichen Schule die eigene Gruppe in der mehrschichtigen Gruppenhierarchie auf eine höhere Stufe. Manche Mütter verstärkten diese Grenzen noch, indem sie ihre Internationalität gegenüber ihrem westasiatischen Hintergrund betonten. Der Unterricht in (europäischen) Fremdsprachen, insbesondere in Englisch, wird als Erweiterung dieser „Internationalität“ beschrieben (vgl. Cesur, Hanquinet & Duru 2018). Alle in dieser Studie betrachteten Schulen bieten intensiven englischsprachigen Unterricht sowie weniger intensive Kurse in den europäischen Sprachen Französisch, Spanisch und in einem Fall Russisch an. Begüm sagte, sie schicke ihre Tochter wegen deren Mentalität auf eine Privatschule:

„Ich entschied mich, meine Tochter auf die Privatschule zu schicken, bevor sie überhaupt geboren war. Das ist meine Weltanschauung (kafa yapım böyle) [...] Als sie fünf war, sagte meine Tochter: ‚Mutter, ich will Englisch lernen.‘ [...] Sie lernt seit der ersten Klasse Englisch.“

Der Rückgriff auf den Ausdruck „Mentalität“, um Grenzen zu ziehen, ist eine Erweiterung anderer von unseren Teilnehmerinnen verwendeter Begriffe: „international“, „Weltbürger*innen“ und „gemischt“. „Mentalität“ bedeutet für die Mütter eine Aufgeschlossenheit auf Basis der Prinzipien der Inklusivität und Toleranz gegenüber anderen Kulturen sowie Freude am Umgang mit einer selektiven internationalen Elterngruppe (zu ähnlichen Beobachtungen über „Ethik“ vgl. Rottmann 2019). Diese Selektivität schließt benachteiligte Gruppen aus, insbesondere Zugewanderte aus Westasien, mit denen unsere Teilnehmerinnen nichts zu tun haben wollten. Zur Überwindung der Diskriminierung von Türkeistämmigen und Muslim*innen in Deutschland sahen sich die Interviewten oft als Teil einer gemischten internationalen Gruppe und zogen selektiv Grenzen zu muslimischen Zugewanderten aus westasiatischen Ländern.

4.3 Repositionierung als Teil einer global mobilen, internationalen Gruppe

Neben den Grenzziehungsstrategien, die unsere Teilnehmerinnen ergriffen, um ethnische Grenzen herunterzuspielen und den Klassenstatus zu betonen, und die darauf zielten, Stigmatisierung von sich zu lösen und anderen stigmatisierten Gemeinschaften anzuhaften, deuten unsere Ergebnisse auch darauf hin, dass die Teilnehmerinnen versuchen, sich und ihre Kinder durch Privatschulen zu repositionieren und so ihre privilegierte Stellung in Deutschland geltend zu machen. Die Mehrheit der Interviewten berichtete, dass sie sich wegen der Diversität der Schülerschaft und der Eltern, die alle Teilnehmerinnen positiv als „international“ kennzeichneten, entschieden hatten, ihre Kinder auf Privatschulen zu schicken. Uns ist bewusst, dass die Verwendung der Bezeichnung „international“ für Privatschulen ethnische Grenzen verwischt (Wimmer 2008) und nicht ethnische Merkmale und Kategorien statt ethnischer betont. Die Schilderungen der Teilnehmerinnen stimmen mit Stimmen in der Literatur überein, die die Leitkonzepte deutscher Privatschulen als eine Pädagogik des persönlichen Wachstums, des lebenslangen Lernens, hoher akademischer Leistung und der Weltbürgerschaft beschreibt (Krüger et al. 2015). Zur Klarstellung unserer begrifflichen Grundlagen unterscheiden wir den Gebrauch der Bezeichnung „international“ durch die Privatschulen selbst von dem der Teilnehmerinnen. Auf diskursiver Ebene verwendeten die Mütter das Wort „international“ nicht nur zur Beschreibung der weltbürgerlichen Werte der Gleichbehandlung und Diversität, sondern auch zur Bezeichnung der Gruppe, die Privatschulen besucht: global mobile Kinder von Angestellten internationaler Organisationen, multinationaler Konzerne und diplomatischer Missionen. Da er von den Müttern als Gruppenmerkmal und nicht nur zur Bezeichnung von Werten verwendet wird, weist der Begriff „international“ darauf hin, welche Bedeutung dem hohen sozialen Status von Privatschulen im Rahmen der Strategien der Mütter gegen Stigmatisierung zukommt.

Im Gegensatz zu den Folgen der stigmatisierenden Bezeichnungen „türkische Zugewanderte“ oder „Zugewanderte“ waren sich die Teilnehmerinnen

bewusst, dass es ihre Lebensperspektiven verbessert, als „international“ zu gelten. Die dem „International“-Sein in Berlin innewohnende Diversität stellten sie den staatlichen Schulen gegenüber. Diese beschrieben die Interviewten als überfüllt von zumeist „Zugewanderten“, welche sie als Westasiat*innen, Araber*innen sowie „ungebildete“ oder „nicht integrierte“ Zugewanderte aus der Türkei bezeichneten. Eine Teilnehmerin namens Inci, 39, Inhaberin eines Berliner Restaurants, führte diesen internationalen Aspekt noch weiter und bezog ihn auf ihre Erfahrung als Angehörige einer religiösen Minderheit in Berlin:

„Ein Brite, ein Tscheche, ein Ire, ein Kenianer, ein Südafrikaner – alle haben sie verschiedene Religionen. Einer ist Katholik, ein anderer Protestant oder Atheist. Das kümmert uns überhaupt nicht, weil wir jenseits der Religion sind.“

Im Gegensatz zu den stigmatisierenden Stereotypen, die damit verbunden sind, „türkische*r Zugewanderte*r“ zu sein, nannte Inci als Merkmale internationaler Eltern, sie seien „global mobil“, „mehrsprachig“, „tolerant gegenüber anderen Kulturen“ und „Diversität gegenüber äußerst positiv eingestellt“. Nur in Privatschulen könnte sie diese Eigenschaften pflegen und bei anderen vorfinden.

Die Repositionierung als Teil der internationalen und global mobilen Gruppe einer Privatschule ermöglichte es einigen muslimischen, kopftuchtragenden Teilnehmerinnen, Anerkennung zu gewinnen und sich vom Stigma der als Opfer angesehenen „Muslimin“ zu lösen. Zwei religiöse Mütter – Hamide, eine 42-jährige türkeistämmige Unternehmerin, die in Deutschland aufgewachsen ist und bei unserem Interview den vielfach auswendig gelernten und zur Schau gestellten *Ayetel Kürsi* (Koranvers) an der Wand hängen hatte, und Özlem, die ein muslimisches Kopftuch trug – fühlten sich wohl dabei, in den Privatschulen ihrer Kinder ihre Religion offen zu zeigen.

Ermöglicht wurde dieses Wohlfühlen durch Umwertung – die Gleichstellung islamischer und türkischer Sitten und Werte mit der global mobilen, internationalen Gruppe, nach der sie streben. In-

dem sie auf die schön gerahmten Fotos deutete, die ihren Büroschreibtisch zierten, fügte Hamide fröhlich hinzu: „Das ist ein Foto von meiner Tochter in Australien, und hier ist mein Sohn 2015 auf unseren Reisen nach Kanada und Marokko.“ Hamides Tochter ist Weltenbummlerin und ihr Sohn besucht eine private weiterführende Schule in Berlin. Hamide betonte, dass ihre eigenen Erfahrungen als Schülerin mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte in den 1990er-Jahren heute nicht Teil des Lebens ihrer Kinder seien. Auch Özlem konnte sich nicht erinnern, dass ihr Kind jemals diskriminierende Vorfälle an seiner Privatschule erlebt hatte, wohingegen sie selbst in ihrer Schulzeit Diskriminierung erfahren hatte. Sie erzählte, wie man sie einmal angewiesen hatte, eine wichtige Prüfung zu verlassen, weil sie im Prüfungsraum Kopftuch getragen hatte. Wie diese Fälle zeigen, wird das Stigma, das Kopftüchern und anderen Merkmalen muslimischer Religionsidentität anhaftet und dazu dient, türkeistämmige und muslimische Schüler*innen von ihren nicht muslimischen europäischen Klassenkamerad*innen an staatlichen Schulen abzusondern, bei Kindern und Jugendlichen an Privatschulen schlicht ein Teil der geschätzten internationalen, heterogenen Mischung.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen unseren Ergebnissen und denen der Studie von Moroşanu und Fox (2013) über rumänische Zugewanderte im Vereinigten Königreich ist, dass die Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte keinen Anspruch auf *Weißsein* als ethnische Nichtunterscheidung zu *weißen* ethnischen Deutschen erhoben. Ihr Anspruch auf Höherwertigkeit durch Repositionierung zielte nicht darauf ab, deutsch zu werden. Im Gegenteil pries die Mehrheit unserer Teilnehmerinnen ihre ethnische Identität und Kultur im Vergleich zu denen der „ungastlichen“ und „kulturlosen“ *weißen* ethnischen Deutschen.

„Es gibt viele Unterschiede zwischen Türken und Deutschen. Türken sind freundlichere, nettere und wohlwollendere Menschen. Die Deutschen hingegen sind mehr ichbezogen“, sagte Fatma, leitende Angestellte bei einem Berliner Pharmaunternehmen, als wir sie fragten, ob sie glaube, den Deutschen ähnlich zu sein. Bei dieser deutlichen normativen Umkehrung der deutschen Mehrheitskultur kann es sich um eine reaktive (Çelik 2015) Strategie handeln, die versucht, das stigmatisierende Stereotyp der „türkischen Zugewanderten“ für eine selektive privilegierte Gruppe mit Zugang zu sozialem und wirtschaftlichem Kapital umzumünzen.

5. Schlussbemerkungen

In dieser Studie haben wir entlang der Achsen von Rasse, Geschlecht und Klassenstatus die Grenzziehungsstrategien von Müttern mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte mittels einer intersektionalen Analyse ihrer Lebensnarrative sichtbar gemacht. Unsere Ergebnisse zeigen, dass diese Strategien miteinander verknüpft sind. Wir stellten fest, dass aus der Motivation heraus, eine „gute Mutter“ sein zu wollen, klare Grenzen zu „ungebildeten“ Türkeistämmigen und anderen muslimischen Zugewanderten aus Westasien gezogen werden. Bei dem Bestreben, sich auf einer höheren Stufe zu repositionieren, lenken die Teilnehmerinnen Stigmatisierung auf andere benachteiligte Gruppen um, indem sie die Bedeutung von ethnisierenden Elementen, nämlich ethnischer Zugehörigkeit und Religion, herunterspielen und den eigenen Erfolg und andere Errungenschaften betonen. In private Schulbildung zu investieren, entspringt dem ständigen Bemühen der Teilnehmerinnen um soziale Mobilität und Repositionierung, um weitere Privilegien in Deutschland zu erlangen.

Zum einen bestätigt die Studie die Entscheidung der Teilnehmerinnen, ihre Kinder auf Privatschulen zu schicken, als Strategie gegen Stigmatisierung und zur Überwindung der intersektionalen Ungleichheiten, denen sie in der Gesellschaft in Deutschland ausgesetzt sind. Zum anderen bringt unsere intersektionale Analyse die komplexen Grenzziehungsstrategien ans Licht, die diese Privatschulen für sie attraktiv machen: Umwertung und Repositionierung als Teil einer internationalen, global mobilen Gruppe, während sie gleichzeitig Bildungserfolg und den Anspruch, eine „gute Mutter“ zu sein, dazu nutzen, Grenzen zu ziehen zu „ungebildeten“ Türkeistämmigen und Zugewanderten aus Westasien und arabischen Ländern. Zwar hatten unsere Teilnehmerinnen Mitleid mit anderen Zugewanderten und Geflüchteten als den „eigentlichen“ Betroffenen von Rassismus in der deutschen Gesellschaft, jedoch verwendeten sie auch stigmatisierende Bezeichnungen wie „nicht integriert“, „rückständig“, „ignorant“ und „weniger gebildet“ für sie. Dadurch versuchten sie, ihre eigene Gruppe als höherwertig darzustellen. Die meisten Teilnehmerinnen machten sich dabei diskursive Strategien zu eigen, die darauf

zielten, sich von Zugewanderten arabischstämmiger Herkunft, von ihren eigenen ethnischen und religiösen Gemeinschaften mit unterschiedlichem sozioökonomischem Hintergrund – die sie „rückständig“ nannten – und schließlich von nicht internationalisierten *weißen* Deutschen der arbeitenden Schicht – die sie als „provinziell“ beschrieben – abzusondern. Die von Moroşanu und Fox beschriebenen Versuche, „[Stigmatisierung] von sich selbst zu lösen und ethnisierten Anderen anzuhaften“ (2013: 438), zeigten sich in unserer Fallstudie im Hinblick auf internationale Privatschulen, die die Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte nutzten, um Diskriminierung und Stigmatisierung an staatlichen Schulen zu entgehen und sich einer Gruppe global mobiler, internationaler Eltern anzuschließen.

Die ungünstigen Bedingungen an staatlichen Berliner Schulen trugen zu der Entscheidung dieser Mütter bei, Privatschulen zu wählen, motiviert von dem Wunsch, ihren Kindern eine bessere Lernumgebung frei von Diskriminierung und Stigmatisierung zu verschaffen. Die Teilnehmerinnen wiesen darauf hin, dass Lehrkräfte und Verwaltungspersonal in Deutschland schlecht ausgebildet seien, um angemessen auf Vorfälle von Diskriminierung und Stigmatisierung an staatlichen Schulen zu reagieren (vgl. Fereidooni & Massumi 2015).

Ergänzend zu unseren primären Ergebnissen berichteten alevitische und kurdische Teilnehmerinnen, ihre Kinder seien wiederholt von türkischen Kindern diskriminiert worden. Trotz der Begrenztheit unseres Samples war es uns möglich, eine gemeinsame Linie in der Einstellung zu Zugewanderten mit arabischstämmiger Migrationsgeschichte auszumachen. Es würde allerdings einer detaillierteren Studie bedürfen, um die rassistischen Altlasten, die zwischen Deutschland und der Türkei noch am Werk sind, und ihre Resonanz an deutschen Schulen besser fassen zu können. Eine weitere Einschränkung dieser Studie lag in der Schwierigkeit, in Deutschland Forschung mit Minderjährigen zu betreiben. Wir hatten zwar vor, Stimmen von Schüler*innen mit einzubeziehen, unterließen dies jedoch aus ethischen Gründen und wegen der

Corona-Einschränkungen an Bildungseinrichtungen. Auch die drängende Fragestellung nach den Grenzen zwischen Familien der Mittelschicht und der extrem reichen Oberschicht an Privatschulen konnten wir nicht leicht untersuchen, umso mehr mangels partizipativer Forschungsmöglichkeiten aufgrund der Corona-Pandemie. Bislang gibt es kaum Studien zum sozialen Aufstieg privilegierter türkeistämmiger Zugewanderter in Deutschland, vielmehr beschäftigt sich der Hauptteil der einschlägigen Literatur weiterhin mit Arbeitsmigration und Arbeiter*innenfamilien. Auch wenn die arbeitende Schicht und benachteiligte Gruppen einen bedeutenden Anteil der Zuwanderung aus der Türkei nach Deutschland ausmachen, lässt diese einseitige Sicht die komplexen Erfahrungen türkeistämmiger Zugewanderter in Berlin im Hinblick auf sozialen Aufstieg außer Acht. Unser Vorschlag für ein ertragreiches und richtungsweisendes Forschungsfeld ist es daher, aus der Perspektive der Kinder zu untersuchen, wie die Grenzziehungsstrategien von Müttern das Leben ihrer Kinder beeinflussen.

Letztlich veranschaulicht diese Fallstudie über Mütter die vielschichtigen Beziehungen, die Grenzziehungen begleiten, und zeigt diese mittels einer situativen intersektionalen Analyse auf. Zwar

legten unsere Teilnehmerinnen in dieser Studie keine konkreten Gehaltsstufen offen, doch hatten sie alle dasselbe Motiv, ihre wirtschaftlichen und kulturellen Ressourcen dazu zu nutzen, ihre Kinder auf Privatschulen zu schicken. In Anlehnung an Lamont et al. (2016) argumentieren wir, dass die hier erörterten Grenzziehungsstrategien Reaktionen auf die ethnischen Hierarchien sind, die sich sehr deutlich in den Erzählungen der Mütter über ihre Erfahrungen von Stigmatisierung und Diskriminierung in Deutschland spiegeln. In dieser Hinsicht eröffnen Privatschulen privilegierten Müttern die Möglichkeit, zu internationalen Eltern zu werden, die nicht mit Stigmatisierung und Diskriminierung an ihrer verkörperten Differenz behaftet sind. Für Mütter, die es sich leisten können, ihre Kinder aus dem staatlichen Schulwesen herauszunehmen, war die Wahl einer Privatschule oft damit verknüpft, neue Gruppengrenzen zu ziehen, auch wenn dies andere benachteiligte Zugewanderten- und Geflüchteten Gruppen weiter marginalisierte. Bei den andauernden Grenzziehungsstrategien türkeistämmiger Familien sind die Kinder mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte, die heute Privatschulen besuchen, nunmehr Tragende der stigmatisierten und diskriminierten Vergangenheit ihrer Eltern und deren Streben nach einer inklusiven, diversen und internationalen Zukunft.

LITERATURVERZEICHNIS

- **Çelik, Çetin (2015):** „Having a German Passport Will not Make me German“: Reactive Ethnicity and Oppositional Identity among Disadvantaged Male Turkish Second-Generation Youth in Germany. In: *Ethnic and Racial Studies* 38 (9), S. 1646–1662. DOI: 10.1080/01419870.2015.1018298.
- **Cesur, Nazli Sila; Hanquinet, Laurie und Duru, Deniz Neriman (2018):** The „European Turks“: Identities of High-skilled Turkish Migrants in Europe. In: *Southeast European and Black Sea Studies* 18 (1), S. 127–144. DOI: 10.1080/14683857.2018.1440921.
- **Choo, Hae Yeon und Marx Ferree, Myra (2010):** Practicing Intersectionality in Sociological Research: A Critical Analysis of Inclusions, Interactions, and Institutions in the Study of Inequalities. In: *Sociological Theory* 28 (2), S. 129–149. DOI: 10.1111/j.1467-9558.2010.01370.x.
- **Crenshaw, Kimberlé (2018 [1989]):** Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics. In: Bartlett, Katharine T. und Kennedy, Rosanne (Hg.): *Feminist Legal Theory: Readings in Law and Gender*. New York: Routledge, S. 57–80.
- **Dhamoon, Rita Kaur (2011):** Considerations on Mainstreaming Intersectionality. In: *Political Research Quarterly* 64 (1), S. 230–243. DOI: 10.1177/1065912910379227.
- **Erel, Umut; Reynolds, Tracey und Kaptani, Erene (2018):** Migrant Mothers’ Creative Interventions into Racialized Citizenship. In: *Ethnic and Racial Studies* 41 (1), S. 55–72. DOI: 10.1080/01419870.2017.1317825.
- **Es, Margaretha A. van (2019):** Muslim Women as „Ambassadors“ of Islam: Breaking Stereotypes in Everyday Life. In: *Identities* 26 (4), S. 375–392. DOI: 10.1080/1070289X.2017.1346985.
- **Fereidooni, Karim und Massumi, Mona (2015):** Rassismuskritik in der Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 65 (40), S. 38–42.
- **Fischer, Carolin; Achermann, Christin und Dahinden, Janine (2020):** Revisiting Borders and Boundaries: Exploring Migrant Inclusion and Exclusion from Intersectional Perspectives. In: *Migration Letters* 17 (4), S. 477–485. DOI: 10.33182/ml.v17i4.1085.
- **Gokturk, Soheyda und Dinckal, Selin (2017):** Effective Parental Involvement in Education: Experiences and Perceptions of Turkish Teachers from Private Schools. In: *Teachers and Teaching* 24 (2), S. 183–201. DOI: 10.1080/13540602.2017.1388777.
- **Gotanda, Neil (2011):** The Racialization of Islam in American Law. In: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 637 (1), S. 184–195. DOI: 10.1177/0002716211408525.
- **Grossarth-Maticsek, Jan; Kann, Kathrin und Koufen, Sebastian (2020):** Privatschulen in Deutschland – Fakten und Hintergründe 2020. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt (Destatis) in Zusammenarbeit mit den Statistischen Ämtern der Länder. Online verfügbar unter: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Schulen/Publikationen/Downloads-Schulen/privatschulen-deutschland-dossier-2020.pdf?__blob=publicationFile
- **Holton, Judith A. (2007):** The Coding Process and its Challenges. In: Bryant, Antony und Charmaz, Kathy: *The Sage Handbook of Grounded Theory*. London: Sage Publications, S. 265–289.
- **Ignatiev, Noel (1995):** *How the Irish Became White*. New York: Routledge.
- **Kofman, Eleonore und Raghuram, Parvati (2015):** *Gendered Migrations and Global Social Reproduction*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- **Koinzer, Thomas und Leschinsky, Achim (2009):** Privatschulen in Deutschland. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 55 (5), S. 669–685. DOI: 10.25656/01:4267.
- **Korteweg, Anna C. und Triadafilopoulos, Triadafilos (2013):** Gender, Religion, and Ethnicity: Intersections and Boundaries in Immigrant Integration Policy Making. In: *Social Politics* 20 (1), S. 109–136. DOI: 10.1093/sp/jxs027.

- **Korteweg, Anna C. und Yurdakul, Gökçe (2009):** Islam, Gender, and Immigrant Integration: Boundary Drawing in Discourses on Honour Killing in the Netherlands and Germany. In: *Ethnic and Racial Studies* 32 (2), S. 218–238. DOI: 10.1080/01419870802065218.
- **Koşar Altınyelken, Hülya; Çayır, Kenan und Agirdag, Orhan (2015):** Turkey at a Crossroads: Critical Debates and Issues in Education. In: *Comparative Education* 51 (4), S. 473–483. DOI: 10.1080/03050068.2015.1089076.
- **Kraul, Margret (2014):** Privatschulen in Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter: <https://www.bpb.de/themen/bildung/dossier-bildung/191321/privatschulen-in-deutschland/>.
- **Kraul, Margret (2017):** Pädagogischer Anspruch und soziale Distinktion. Private Schulen und ihre Klientel. Wiesbaden: Springer VS.
- **Krüger, Heinz-Hermann; Keßler, Catharina; Schippling, Anne und Otto, Ariane (2015):** Internationale Schulen in Deutschland. In: Kraul, Margret (Hg.): *Private Schulen (Schule und Gesellschaft, Bd. 58)*. Wiesbaden: Springer VS, S. 79–97. DOI: 10.1007/978-3-658-07735-8_5.
- **Lamont, Michèle und Molnár, Virág (2002):** The Study of Boundaries in the Social Sciences. In: *Annual Review of Sociology* 28 (1), S. 167–195. DOI: 10.1146/annurev.soc.28.110601.141107.
- **Lamont, Michèle; Pendergrass, Sabrina und Pachucki, Mark C. (2015):** Symbolic Boundaries. In: Wright, James (Hg.): *International Encyclopedia of Social and Behavioral Sciences*. 2. Auflage. Oxford: Elsevier, S. 850–855.
- **Lamont, Michèle; Moraes Silva, Graziella; Welburn, Jessica; Guetzkow, Joshua; Mizrachi, Nissim; Herzog, Hanna und Reis, Elisa (2016):** *Getting Respect: Responding to Stigma and Discrimination in the United States, Brazil, and Israel*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- **McCall, Leslie (2005):** The Complexity of Intersectionality. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 30 (3), S. 1771–1800. DOI: 10.1086/426800.
- **Moroşanu, Laura und Fox, Jon E. (2013):** „No Smoke without Fire“: Strategies of Coping with Stigmatised Migrant Identities. In: *Ethnicities* 13 (4), S. 438–456. DOI: 10.1177/1468796813483730.
- **Pittman Claytor, Cassi (2020):** *Black Privilege. Modern Middle-Class Blacks with Credentials and Cash to Spend*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- **Phoenix, Ann (2017):** Unsettling Intersectional Identities: Historicizing Embodied Boundaries and Border Crossings. In: *Ethnic and Racial Studies* 40 (8), S. 1312–1319. DOI: 10.1080/01419870.2017.1303171.
- **Rottmann, Susan Beth (2019):** *In Pursuit of Belonging: Forging an Ethical Life in European-Turkish Spaces*. New York: Berghahn Books.
- **Sin, Chih Hoong (2005):** Seeking Informed Consent: Reflections on Research Practice. In: *Sociology* 39 (2), S. 277–294. DOI: 10.1177/0038038505050539.
- **Tokyay, Menekse (2021):** Youth Unemployment Reaches Alarming Level in Turkey. In: *Al-Monitor*, 02.02.2021. Online verfügbar unter: <https://www.al-monitor.com/originals/2021/02/turkey-pandemic-youth-unemployment-reaches-alarming-level.html>.
- **Türkiye İstatistik Kurumu (2018):** *Uluslararası Göç İstatistikleri, 2017*. Bulletin 30607. Ankara: Turkish Statistical Institute.
- **Wimmer, Andreas (2008):** The Making and Unmaking of Ethnic Boundaries: A Multilevel Process Theory. In: *American Journal of Sociology* 113 (4), S. 970–1022. DOI: 10.1086/522803.
- **Wimmer, Andreas (2013):** *Ethnic Boundary Making: Institutions, Power, Networks*. New York: Oxford University Press.
- **Yanaşmayan, Zeynep (2016):** Does Education „Trump“ Nationality? Boundary-Drawing Practices among Highly Educated Migrants from Turkey. In: *Ethnic and Racial Studies* 39 (11), S. 2041–2059. DOI: 10.1080/01419870.2015.1131315.

- **Yurdakul, Gökçe (2006):** We Don't Want to Be the Jews of Tomorrow: Jews and Turks in Germany After 9/11. In: German Politics and Society 24 (2), S. 44–67. DOI: 10.3167/104503006780681939.
- **Yurdakul, Gökçe und Korteweg, Anna C. (2020):** Boundary Regimes and the Gendered Racialized Production of Muslim Masculinities: Cases from Canada and Germany. In: Journal of Immigrant & Refugee Studies 19 (1), S. 39–54. DOI: 10.1080/15562948.2020.1833271.

ÜBER DIE AUTOR*INNEN

Gökçe Yurdakul

Gökçe Yurdakul ist Soziologin, Professorin für Diversity and Social Conflict am Fachbereich Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin und Direktorin des Berliner Instituts für Empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM). Ihre Forschungs- und Lehrschwerpunkte liegen im Vergleich von Migrations- und Staatsbürgerschaftsregimen (Westeuropa und Nordamerika), auf Rassismustheorien, ethnischen und religiösen Formen der Zugehörigkeit in Einwanderungsländern, Gender Studies und Intersektionalität. Darüber hinaus beschäftigt sie sich rund um die Fragen, wie Migrationserfahrungen Geschlecht und rassifizierte Identitäten im europäischen Kontext formen.

Tunay Altay

Tunay Altay ist Doktorand am Lehrstuhl für Diversity and Social Conflict der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine bisherigen Arbeiten umfassen qualitative Studien zu den Erfahrungen von queeren People of Color und bulgarischen Sexarbeiter*innen in Berlin, zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Citizenship, Migrations- und Sexualitätspolitik.

ÜBER DAS PROJEKT

Das Projekt „Getting Respect in Germany: How Immigrant Parents from Turkey Respond to Racism in Berlin Schools“ beschäftigte sich mit den Erfahrungen türkeistämmiger Eltern, deren Kinder in Privatschulen unterrichtet werden. Wir haben untersucht, wie türkeistämmige Migrant*innen Diskriminierung und Stigmatisierung an öffentlichen Schulen erleben und was Privatschulen für manche von ihnen attraktiv macht. Dazu haben wir auch gefragt, wie Eltern ihre eigene Position gegenüber dem deutschen Bildungssystem sowie in Abgrenzung zu anderen Migrant*innen, der deutschen Mittelschicht und ihren Eltern erleben.

Das Forschungsprojekt wurde zwischen 2020 und 2021 im Rahmen der Kurzstudien des Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitors (NaDiRa) durchgeführt und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördert. Der Rassismusmonitor zielt darauf ab, rassistische Einstellungen und rassistisches Handeln zu erfassen, sichtbar zu machen sowie Strukturen und Wirkungsweisen herauszuarbeiten. Für die Unterstützung aus dem Open-Access-Publikationsfonds danken wir der Humboldt-Universität zu Berlin.

Weitere Informationen zum Projekt unter:

➔ www.rassismusmonitor.de/kurzstudien/privatschulen-und-rassismus/

DANKSAGUNG

Die Autor*innen danken der Gemeinschaft am DeZIM-Institut, Laura Moroşanu, Sarah Scuzzarello, Michèle Lamont sowie drei anonymen Rezensent*innen für ihre großzügigen Kommentare zu Vorgängerversionen dieses Beitrags. Wir danken Stefania Vittori und Simon Werner für ihre Unterstützung.

Vorgängerversionen dieses Beitrags haben wir bei der Tagung des Council for European Studies (2021) und der zivilgesellschaftlichen Organisation Akebi e. V. (2021) vorgestellt.

Gökçe Yurdakul und Tunay Altay sind gleichberechtigte Co-Autor*innen.

IMPRESSUM

© Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung DeZIM e. V., 2023
Alle Rechte vorbehalten.

Yurdakul, Gökçe; Altay, Tunay (2023): Stigmatisierung überwinden. Die Grenzarbeit privilegierter Mütter mit türkeistämmiger Migrationsgeschichte an Berliner Privatschulen. NaDiRa Working Papers 9: Forschungsergebnisse aus Kurzstudien des Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitors (NaDiRa), Berlin: Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM).

NaDiRa Working Papers geben die Auffassung der jeweiligen Autor*innen wieder.

Herausgeber



Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung DeZIM e. V.

Mauerstraße 76
10117 Berlin

+49 (0)30 200 754 130

presse@dezim-institut.de

www.dezim-institut.de

Autor*innen

Gökçe Yurdakul und Tunay Altay

Übersetzung

Macfarlane International Business Services

Schlussredaktion

Eleni Pavlidou

Layout & Satz

neonfisch.de

Druck

Umweltdruck Berlin GmbH

ISBN

978-3-948289-54-6

Das Deutsche Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) ist eine Forschungseinrichtung, die durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördert wird. Es forscht zu den Themenfeldern Integration und Migration, Konsens und Konflikt sowie gesellschaftliche Teilhabe und Rassismus. Das DeZIM stützt sich auf zwei Säulen: das DeZIM-Institut und die DeZIM-Forschungsgemeinschaft. Es wurde 2017 gegründet und hat seinen Sitz in Berlin-Mitte.

Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

